

## Was soll den Deutschen zu gründlicher Erlernung der Muttersprache bewegen?\*)

In unsern Tagen sind alle übrigen Güter schal, wenn ihnen nicht die groesse des Vaterlandes im Hintergrunde liegt. Was helfen aber die edelsten Rechte dem, der sie nicht handhaben kann? Kaum ein anderes höheres Recht geben mag es als das, kraft welches wir Deutsche sind, als die uns angeerbte Sprache, in deren volle Gewähr und reichen Schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. Man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsere Sprache schändet; dann werden sie wie Flocken zerrieben, wann Deutschland sich selbst erkennend, stolz alles Groszen Heils bewusst sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht.

Jac. Grimm. kl. schrift. I. 354.

Die edelsten und wunderbarsten Gaben, mit welchen der Schöpfer den Menschen ausgestattet, die ihn erst zum Menschen machen und ihn hoch über alle Geschöpfe heben, sind unstreitig Vernunft und Sprache. Sie bilden in steter, inniger Wechselwirkung auf einander die vorzüglichsten Mittel zur Bereclung des Menschen, sind die Träger seiner gesammten geistigen und moralischen Entwicklung. Denn während die Vernunft danach strebt, das Wesen der Dinge zu ergründen und diese selbst einzeln und im Zusammenhang zu begreifen, gelangt erst durch die Sprache das Bewußtsein der Anschauung zur Aeußerung, tritt durch sie der Geist des Menschen lautbar in's Leben, und umgekehrt ist es die Sprache wieder, die als „des Geistes holde Priesterin“ in geheimnißvollem Wirken und Weben die ganze Außenwelt zur Erkenntniß und zum Bewußtsein der Vernunft hinleitet.

Wenn demnach die Sprache überhaupt als die Vermittlerin aller Bildung und jeglichen Fortschritts das ungetheilte Interesse des Menschen mit Recht beanspruchen darf, so verdient die Muttersprache seine innigste Hingabe gewiß im höchsten Grade. Ist sie doch nächst dem von den Vätern überkommenen Glauben das heiligste und unveräußerlichste Gut, das unauflöslichste und wesentlichste Band des Volksthum's, ein Band, welches unsichtbar alle Glieder der Nation

\*) Schon die vorstehende Aufschrift bekundet, daß in den nachfolgenden Blättern, wie es durch Ministerial-Erlaß vom 17. Januar 1867 für die wissenschaftlichen Abhandlungen der Realschul-Programme angeordnet ist, ein das weiteste Interesse erweckender Stoff in allgemein verständlicher Form behandelt werde. Bei der Ausführung sah der Verfasser sich jedoch in so enge räumliche und zeitliche Grenzen gewiesen, daß nur die hervorragendsten Punkte des mehr als reichen Themas berührt, keineswegs aber erschöpfend behandelt werden konnten, und zwar mit einziger Berücksichtigung des Leserkreises, — vorzugsweise der weiter vorgeschrittenen Schüler höherer Lehranstalten — welchem dieser Aufsatz gewidmet ist. Dem Sachkundigen bieten

zur Einheit umschlingt. In der Muttersprache ruht die Urkunde der ganzen Bildungsgeschichte des Volkes; sie enthüllt den Geist und die Denkart der Nation und spiegelt diese selbst mit ihrem Lieben und Hassen, Hoffen und Sehnen, Genießen und Entsagen am Treuesten wieder. Sie ist „der erste Weihfuß des Volkes auf die Stirn des Kindes, die erste Anwartschaft, vollgültig ausgestellt auf so viele Rechte und Pflichten, auf so viel Freud und Leid, mit so vielen Tausenden zu genießen, zu erfüllen und durchzumachen; das erste, unverilgbare Merkmal, dem Einzelmenschen eingeprägt, daß er Aufnahme gefunden in die Gemeinschaft Aller, die nur ein Leben, nur einen Character, die Ehre und Lohn einer Vergangenheit, eine Lösung der Gegenwart, eine Größe gemeinsamer Zukunft haben, — ein heiliger Hort des Volksthum, aus seinem innersten Wesen erzeugt und es ausdrückend.“

Je edler und herrlicher aber der Character und die Geschichte einer Nation sind, die sich so ganz und wahr in ihrer Sprache und Litteratur wiederfindet, je schöner demnach auch des Volkes Sprache selbst ertönt, um so innigere Hochachtung und Zuneigung, um so regeren Eifer im Streben nach gründlicher Aneignung wird sie mit Recht und Fug verlangen dürfen. Und wo auf Gottes Erde hätte es wol da je ein Volk gegeben, das sich in allen Beziehungen mehr hervorgethan und noch sich auszeichnet, als das Deutsche? Bei welcher Nation der Welt finden wir die Treue wieder, welche in die ältesten Zeiten unserer Geschichte zurückreicht, und die Seele gleichsam unseres Volkslebens, aus dem ganzen Thun und Dulden unserer Väter, aus ihren Sagen und Dichtungen spricht? Wo den Freiheitsdrang, das unerschütterliche Gefühl für Recht und Sittlichkeit, die religiöse Innigkeit und Tiefe des Gemüthes; wo jene Vaterlandsliebe, den heldenhaften Muth, die Kraft und Ausdauer im Kampfe mit dem Feind und mit der Noth des Daseins, die Forschbegier und die Begeisterung für alles Edle und Große, die Universalität des Geistes, die Kühnheit des Gedankens und den Aufschwung der Phantasie, wie bei der deutschen?

Nicht minder überragt unser großes Volk alle andern durch die Gewalt der That. Waren es doch die Deutschen, welche, als die alte Welt zusammenbrach, auf deren Trümmern ihre frische Kraft und Freiheit aufpflanzten, dem Christenthum zum Siege verhelfen und die ganzen Geschicke des Mittelalters lenkten. Sie warfen den aller europäischen Civilisation Verderben drohenden Fluthen der Hunnen, Tataren und Türken einen mächtigen Damm entgegen und schützten noch in diesem Jahrhundert Europa's Freiheit vor der Vergewaltigung des größten Eroberers.

Von Deutschen sind ferner die wichtigsten, in's ganze Volksleben tief eingreifenden Entdeckungen und Erfindungen ausgegangen, welche Europa's Herrschaft über die andern Welttheile begründeten; des deutschen Volkes rühmliche Bestrebungen in Kunst und Wissenschaft

daher die folgenden Zeilen nichts Neues; sie sollen vielmehr durch die Schilderung der unvergleichlichen Schönheit unserer Muttersprache ein, wenn auch geringes Scherlein dazu beitragen, daß die Gefühle der Hochschätzung und Heilighaltung unseres theuersten Gemeingutes, der Sprache, erregt und befestigt werden, wohin, wie sich aus den nicht vereinzelt Klagen über Gleichgültigkeit gegen das Studium der Muttersprache schließen läßt, selbst die frischgeweckte, hohe nationale Begeisterung unserer Tage allein nicht zu leiten scheint. Damit aber nichts den Fluß der Darstellung zwecklos hemmte, blieb die Angabe von Belegstellen völlig ausgeschlossen; dem Kundigen wird es ohnehin ein Leichtes sein, in dieser Arbeit, von der wenig mehr, als die Anordnung mein Eigen ist, die den einzelnen Stellen entsprechenden Quellen sofort herauszufinden.

haben Aufklärung durch alle Schichten seiner Gesellschaft so allgemein verbreitet, wie dies in keinem andern Lande wieder gefunden wird; ja, weit über die engen Grenzen des Vaterlandes in fast alle Länder der Welt haben der Wandertrieb und das Ansiedelungstalent des Deutschen Sitte und Bildung hinausgetragen. In zahlreichen Niederlassungen finden wir deutsche Ackerbauer und Hirten auf beiden Ufern der Wolga, wie am schwarzen Meere und jenseit des Caucasus; deutsche Bergleute bevölkern den Ural, und Deutsche begegnen uns in Moskau wie in Constantinopel, in Stockholm und in der Sierra Nevada, Deutsche an allen betretenen Punkten der Neuen Welt, so daß „fast kein Winkel des Erdballs existirt, wo nicht deutscher Fleiß, deutsche Tüchtigkeit und deutsche Wissenschaft ihre Hütte aufgeschlagen hätte.“

Die nach keiner Seite hin streng abgeschlossene, centrale Lage inmitten der Slawen und der Romanen machte Deutschland zum Herzen von Europa, zum Herzen der Welt. Zahllose Fremde wurden und werden alljährlich durch die großartige Mannigfaltigkeit und Schönheit der Naturformen Deutschlands, durch dessen glückliches Klima, den Handel und die Fülle wissenschaftlicher und künstlerischer Ausbeute angelockt, wie es selbst seine Söhne in stets wachsender Zahl unablässig nach allen Enden der Welt entsendet. So wurde es „der geschichtliche Mittelpunkt der gesitteten Welt, von dem die wichtigsten äußeren und inneren Veränderungen ausgingen, die den ganzen Erdtheil betrafen“. Es war dazu berufen, Zucht und Sitte, Dichtung, Wissenschaft und christlichen Glauben zu hüten und zu schützen; das gesammte sittliche und geistige Leben Europa's sollte sich an ihm stets wieder erfrischen. Diesem erhabenen Berufe hat, wie die Geschichte lehrt, das deutsche Volk stets auf das Vollkommenste entsprochen; daß aber eine so überaus hochgestellte und bevorzugte Nation eine Sprache besitze, wie keine zweite auf Erden, ist leicht zu erweisen.

Denn sehen wir uns die deutsche Sprache etwas näher an, so finden wir, daß sie, der edelste und vollkommenste Ausdruck des Volkscharacters und Volksgeistes, bei einem Vergleich mit den sämtlichen noch lebenden, ja selbst mit den classischen Sprachen, ohne Widerrede die Palme des Sieges über alle davon trägt. Welche könnte sich wol mit ihr messen an Reichthum in Form und Wendung, an Ursprünglichkeit und Tiefe, an Unverwüstlichkeit und Verjüngungskraft? Welche zeigte sich, wie sie, so unerschöpflich an Bildungsfähigkeit, so geschmeidig und biegsam und so beispiellos vielseitig, daß sie die Schönheit aller fremden Sprachen umfassen, das gesammte geistige Leben des gesitteten Erdkreises in sich aufnehmen und veredelt wiedergeben konnte? In stets gleicher Schönheit und Vollendung bietet sie uns das kunstvolle Versmaaß der Griechen und Römer, wie die reichgeschmückten Formen des Südens und die Majestät und den Ernst der Nibelungenstrophe. Welche andere Sprache endlich hat sich im mühevollsten Kampfe mit den ungünstigsten Verhältnissen so rein gehalten und treu bewährt, wie sie? oder welche bietet eine so reiche Folge von schriftlichen Urkunden dieses harten Entwicklungsganges, wie unsere herrliche, volltönende Muttersprache, die „ein Wort hat für das kleinste Bedürfnis der Minute und ein Wort für das bodenlose Gefühl, das keine Ewigkeit ausschöpft, die treue Dolmetscherin aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Wasser reden?“

Durchwandern wird dann an der Hand der Sprache die wundervollen Hallen unserer Nationalliteratur, der herrlichsten Erscheinung, die unser Volk geschaffen, so strahlen uns aus ihr in gleicher Weise, wie vorhin bei der Sprache, die glänzendsten Vorzüge des deutschen Geistes

und Gemüthes entgegen. Die Sinnigkeit und Beschaulichkeit, der eiserne Fleiß und die Beharrlichkeit in Arbeit und Nachdenken, welche die tiefsten Geheimnisse der Natur und des Lebens zu durchdringen streben, die Universalität des Geistes, gepaart mit einer oft bis zum Eigensinn frei sich äussernden Individualität, legten in unserer Litteratur eine Fülle unsterblicher Schöpfungen nieder, wie wir sie bei keiner andern Nation, weder der Vorzeit, noch der Gegenwart wiederfinden.

In seiner alten Heldendichtung findet der Deutsche allenthalben die Freude seines Volkes an den edelsten Tugenden. Wie ein rother Faden durchzieht alle jene Lieder die deutsche Treue, dem angestammten Herrn bewiesen bis in den Tod, als unauflösliches Band Verwandte und Freunde unter einander eng umschlingend; alle zeugen von der zähen Heldenauddauer des Deutschen und seiner Lust am Kampfe, von seinem ungebeugten Trost, seiner reichen und ungeschwächten Kraft. „Wunderbare Werke ungenannter Dichter, erfüllt von reiner Poesie, schlicht und zwanglos, tiefinnig und unausmeßbar, bewahren sie das Bild eines jugendlichen, in unverletzter Sitte kraftvoll blühenden Lebens.“

Mit gerechtem Stolz dürfen wir ferner auf unsere reiche Lyrik alter und neuer Zeit blicken, aus deren vollen, reinen Klängen die deutsche Seele wiederhallt.

Liebesweh! und Liebesmohnen,  
Sehnsucht und Befriedigung,  
Was im Busen sich entsponnen,  
Kündet ihrer Töne Schwung;  
Maienlust und Herbstesrauer,  
Alpengrün und Gletscherpracht,  
Blüthenduft und Windsbrautschauer,  
Wiejenglanz und Walbesnacht. —

Welche Nation der Erde besitzt wol ein Volkslied, das bei seiner alle Völker überragenden Universalität so treu und wahr das tiefe Naturgefühl, den rührendsten Humor, die zärtliche Sehnsucht und die anheimelnde Gemüthlichkeit abspiegelt, wie die unsrige? oder einen Minnegesang, vom zarten Dufte jugendlicher Unschuld und Innigkeit überhaucht, wie die deutsche? gar nicht weiter zu gedenken der unvergleichlichen lyrischen Ergüsse, welche die Dichter unserer zweiten Glanzperiode zum kostbarsten Perlenkranz tiefster Empfindungen an einander reichten.

Auch in dem reichen und uralten Märchen- und Sagenwalde der Deutschen, dessen „Gipfel fort und fort das hohe Lied brausen von einer kraftvollen Vergangenheit und einer mächtigen Zukunft unseres edlen Volkes,“ erfrischen uns die Tiefe der Naturempfindung und der Kenntniß des menschlichen Herzens, deutscher Volkshumor, sittlicher Ernst und tiefes Rechtsgefühl nicht weniger, als uns bei dem seit länger als einem Jahrtausend aufgehäuften Schatz der deutschen Sprichwörter Mannigfaltigkeit, Wit und Scharfsinn fesseln. Das Sprichwort, „eine Macht, vor der sich Alles beugt,“ hält Jedermann einen treuen Lebensspiegel vor und verkündet durch das Lob der Wahrheit und des Rechts alte und ewig neue Weisheit; „in ihm begegnen uns die Lieblingsgedanken der Deutschen, aus ihm blicken uns die deutschen Augen mit ihrer ehrlichen Schelmerei an, der deutsche Freimuth mit seiner treuherzig-schämigen Geberde, deutscher Tiefsinn mit seinem herzigen Spas: jedes dieser Worte ist ein deutscher Handschlag, sie alle sind das Vermächtniß des deutschen Genius an jeden Deutschen.“

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick auf die neuere Blüthezeit unserer Nationallitteratur, so treffen wir auch hier eine glänzende Reihe unvergänglicher Kunstwerke der erhabensten Geister unseres Volkes, vom schwertscharfen und sprachgewaltigen Lessing bis auf unsern nationalsten Dichter Schiller, der, ergreifend und majestätisch in Wort und Sinn, uns vom Irdischen zum Ideal emporhebt, und auf Göthe, den mächtigen Beherrscher des ganzen Sprachgebietes in allen seinen Höhen und Tiefen.

Zweimal hat somit, was keinem andern Volke der Erde vergönnt war, unsere Litteratur sich zur höchsten Vollendung aufgeschwungen, „zweimal hat sie in dem Glanze einer heiteren, frischen, kräftigen Jugend gestrahlt und den edelsten und reinsten Lebensinhalt unserer Nation in gleich edle und reine Form gegossen.“

Jedoch nicht bloß unser eigenes, ganzes Leben spiegelte sie auf diese Weise ab: auch die Schätze fremder Völker gingen auf uns über.

Das Leben aller Weltgeschlechter schlossen  
In uns'res wir; wir haben kühnemuth  
Den fremden Geist in deutsch Gefäß gegossen,  
Die fremde Form durchströmt mit deutschem Blut:  
Da ward, im Ringen tiefer nur genossen,  
Zum Eigenthum uns das entlehnte Gut,  
Und keine Blume, die mit frohem Glanze  
Der Menschheit ausging, fehlt in uns'rem Kranze.

Gewiß dürfte die eben nur kurz und in den äußersten Umrissen gezeichnete Herrlichkeit der deutschen Sprache und Litteratur allein schon jeden Deutschen zu recht gründlicher Erlernung der Muttersprache bewegen; es gibt außerdem noch eine ziemliche Anzahl von Gründen, die ihn zur ernstlichen und hingebenden Beschäftigung mit seiner Sprache bestimmen sollen: es sei mir jedoch, bevor ich die wichtigeren derselben zu entwickeln versuche, gestattet, in Kürze den Begriff des Wortes „gründlich“ bei Erlernung einer Sprache überhaupt, also auch der Muttersprache, auszuführen.

Gründliche Erlernung der Sprache besteht weniger in jener mit Recht gehassten, haarspaltenden Art der Betrachtung, welche über dem Kleinen gar oft das Große vergift und über „der Hülle, die der Geist annimmt, um sich zu offenbaren, das Wort, das den Geist in sich aufnimmt, für höher achtet, als den ewig lebendigen Springquell des Geistes selbst;“ sie fußt vielmehr auf der umfassenden und genauen Kenntniß aller derjenigen Wissenschaften, die sich im Laufe der Zeit aus der aufmerksamen und liebevollen Behandlung der Sprache selbst zu deren eigener fortgesetzten Pflege und Erhaltung entwickelt haben, und die nun wieder zur tieferen Erkenntniß ihres eignen Ursprungs, der Sprache nämlich im weitesten Umfange, unumgänglich nöthig sind.

Die Reihe dieser höchst wichtigen Disciplinen eröffnet wol sogleich die Grammatik, welche in der Lautlehre, der Bildung und Biegung des Wortes und seiner Fügung zum Satze, die sprachlichen Urbestandtheile und deren Entstehen und Herkunft, ihre Entwicklung und Befähigung zum sichtbaren und tönenden Gedankenausdruck, endlich in Rhetorik, Stilistik, Poetik und Metrik das Verständniß und die Anwendung alles dessen klar legt, was der Sprache Glanz, Anmuth und Wechsel verleiht. Da sich die Sprache aber vorzugsweise in den Erzeugnissen der Litteratur geoffenbart und festgesetzt hat, so wird zur gründlichen Erlernung der Sprache

eingehende Beschäftigung mit ihrer Litteratur nicht minder erfordert, als das Studium der Grammatik und der übrigen zu ihr gehörigen Wissenschaften. Die Grammatik selbst gründet sich jedoch wieder am Sichersten auf die Geschichte der Sprache, welche nachweist, wie das zur Zeit Bestehende sich aus dem Früheren allmählig entwickelte, die somit als historische Grammatik einzig und allein mit Bestimmtheit anzugeben vermag, welches die wahre Bedeutung, die richtige Aussprache und Schreibweise des Wortes sei; als Geschichte der Sprache schlechthin, wie, wann und wo die Sprache auftrat, und unter welchen Verhältnissen sie sich ausbreitete. Sollen nun aber die Beobachtungen und Geseze, welche sich aus der Vereinigung des grammatischen, litterarischen und geschichtlichen Studiums ergeben, rechte Klarheit und Sicherheit gewinnen, so genügt es nicht, nur einen, etwa den herrschenden Dialekt zu berücksichtigen, es müssen vielmehr womöglich alle Mundarten, selbst die einer Litteratur noch entbehrenden des Volkes, sowie die Sprachen benachbarter und urverwandter Völker in den Kreis der Untersuchung gezogen werden. Die Kenntniß der allgemeinen Sprachphilosophie endlich, welche die Geseze und Bedingungen sowie das Wesen der Sprache entwickelt, und die somit zur Einsicht der tiefsten Gründe führt, erhöht einerseits im nämlichen Grade die klare und bewußte Herrschaft über die Sprache, als auf der andern Seite fleißige und wohlgeordnete Uebung im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache diese selbst immer mehr in unsere Gewalt gibt.

Es bedarf demnach zur gründlichen Erlernung der Muttersprache eines ernsten, tief eindringenden und standhaften Beharrens, und sehr oft wird man, da ja „der Sprache Wesen und Gesez selten dem Auge so einfach vorliegt, wie des Baches Stromgebiet, zur Verfolgung auch der verschlungensten Pfade, bald leichteres, bald schwereres Geschüße anlegen müssen, um sie betreten zu können“. Schweiß und harte Arbeit darf derjenige nicht scheuen, welcher, nicht zufrieden mit leichter, nur halbbewußter Kenntniß, bis zum Wesen und der Wurzel der Dinge vorzudringen gedenkt; begeistert ihn doch bei diesem mühsamen Vordringen, je weiter er kommt, um so größere Freudigkeit zu fortgesetztem Streben, verleiht ihm ja doch die mit der Arbeit stets wachsende Lust an derselben und der öftere Hinblick auf das glänzende Ziel, dem er zustrebt, Ausdauer und Muth bis an's Ende.

Hoch und herrlich ist aber das Ziel, dem der Deutsche durch die gründliche Erlernung der Muttersprache entgegenstrebt; erhaben der Lohn, dessen er sich durch die Erringung jenes Zieles theilhaftig macht.

Die liebevolle Beschäftigung mit unserer Muttersprache eröffnet uns den Blick in die stille und entlegene Werkstätte des Volksgeistes und enthüllt unserem Auge die dort unablässig wirkende Thätigkeit, den Laut mehr und mehr zum Ausdruck des Gedankens zu befähigen. Der todtte Schall des Wortes nimmt Leben an und offenbart uns sein ursprüngliches, sinnliches Wesen, das im Lauf der Jahrtausende seines frühesten Gewandes allmählig ganz entkleidet wird, bis es zuletzt nur noch als nackter Verstandesbegriff dasteht. „Mit staunender Bewunderung verfolgen wir beim einzelnen Worte wie bei der einzelnen Wendung der Rede den ganzen Proceß, durch den sich der alte Sprachgeist zu dem jetzigen umwandelte und belauschen ihn mit überraschender Freude in allen Wendungen und Sprüngen.“ Wir werden uns zugleich der unergündlichen Herrlichkeit unserer Sprache bewußt, wenn wir bei Betrachtung des Entstehens und Werdens eines jeden Wortes, beim Verfolgen seiner ganzen Ge-

schichte, die unendliche Fülle von Aesten und Zweigen mustern, die sich einer Wurzel, einem Stamme entwanden.

Dieser tiefe Einblick in den Schacht unseres ursprünglichen Sprach- und Ausdrucks-Reichthums läßt uns ferner den ganzen, langen Kampf überschauen, in dem sich der in seiner Entwicklung stetig vorschreitende Geist von der sinnlichen Fülle und Frische der Lautform losringt, die Bande der sinnlichen Naturanschauung, welche dem Worte das Dasein gab, von sich wirft, und in freier, selbständiger Erhebung das Wort zu einem vom Geiste gesetzten Zeichen seiner Vorstellung und des ihr innewohnenden Begriffes umschafft. Gleichwie die schnell umlaufende Münze bald den Glanz und die feste Form des Gepräges verliert: so büßt auch das Wort im raschen und dauernden Verkehr an Klang und Fülle immer mehr ein; die nachfolgenden Geschlechter werden träger in der Aussprache der alten, schönen Lautform und bedienen sich der kürzeren, die doch dasselbe bezeichnet; sie sind sich zudem nicht mehr der einzelnen Elemente bewußt, aus welchen sich das Wort bildete: im Bunde mit dieser zunehmenden Abschwächung des Sprachbewußtseins und dem Streben nach Bequemlichkeit, beschleunigen oft noch klimatische Einflüsse den lautlichen Verfall der Sprache; die ungesügten, zur Verständlichkeit nichts beitragenden Verbindungen werden ausgestoßen, das Einfachere, Geistige erhält und behauptet das Uebergewicht. Dieser allmäligen Verflüchtigung sind nun zunächst und vorzugsweise die Laute am Ende des Wortes ausgesetzt: der Ton tritt auf die Stammsilbe zurück, und die Endung wird geschwächt, verkürzt und zuletzt ganz weggelassen, wie sich beispielsweise die gothischen Formen *salbôdêdum* zum althochdeutschen *salpôtumê* und dem neuhochdeutschen „wir salbten“, *habaidêdeima* zum neuhochdeutschen „wir hätten“ verflüchtigt haben. Dieses uralte Streben der Sprache nach Abrundung und Abschwächung der Biegungsformen waltet auch im Hochdeutschen noch sichtlich vor; auch dieses wirft noch manchen Laut und manche Endung aus, was sich besonders beim stummen *e* der Declination, Comparation und Conjugation leicht verfolgen läßt, so bei den Ausdrücken „sagt's ihm“ für „saget es ihm“, „viel (es) Geld“ und unzähligen andern. Der Sprache selbst bringt dieser ganze, naturgemäße Entwicklungsgang hohen Gewinn; denn was sie an Lautform einbüßt, wird reichlich aufgewogen durch die mit jenem lautlichen Verfall in gleicher Weise zunehmende Schärfe und Bestimmtheit der Wortbedeutung, die wachsende Leichtigkeit und Beweglichkeit der Gedanken, und durch den sich mehrenden Reichthum und die Feinheit in der Ausbildung des syntaktischen Satzgefüges.

Dem Forscher auf dem Gebiete unserer Sprache eröffnet sich somit die weite und sichere Rundschau über ihre sämmtlichen grammatischen Verhältnisse in alter und neuer Zeit. Er gewahrt, wie erst im Althochdeutschen der Artikel allmälig in die Sprache eintritt, während das ältere und verwandte Gothisch durch die Biegungsendung des Substantivs allein, die schon im Althochdeutschen abfällt, jene bestimmten Beziehungen vollständig ausdrückt; wie ferner in der älteren Sprache das Geschlecht des Wortes an dessen Gestalt allein noch erkannt wurde, sich jedoch auch diese kennzeichnende Form nachgerade verwischte; wie endlich das ganze Declinations- und Conjugationssystem der älteren deutschen Dialecte weit bestimmter, entwickelter und klangvoller war, als das heutige, welchem, der Conjugation gar nicht weiter zu gedenken, von den vierzig verschiedenen und alle Vocale bietenden gothischen Substantiv-Declinations-Endungen nur noch sechs, und diese sämmtlich mit stummem *e*, verblieben. Ja, selbst die Form des Ad-

jectivs, dessen drei Geschlechter im Plural des Althochdeutschen noch geschieden und in eigener Form erscheinen, ist, ähnlich den altclassischen und den romanischen Sprachen, noch im Mittelhochdeutschen, und schöner im Althochdeutschen und Gothischen völlig und sichtbar von der Form des Adverbs unterschieden. Außer den vielen herrlichen und charakteristischen Wortformen der älteren Dialecte vermiffen wir in unserer jetzigen Sprache auch noch manche jenen eigenthümlich gewesene grammatische Bezeichnungsweise. Wo blieb, um nur Einiges anzuziehen, der vom Nominativ formell verschiedene Vocativ der gothischen Sprache, wo das Medium des Gothischen und der Dualis des Gothischen und Althochdeutschen, wo des letzteren Instrumentalis, dessen Attraction und Accus. mit d. Inf. ? sie alle schwanden mit der Zeit aus der Sprache und hinterließen in dem neueren Dialecte nicht einmal Trümmer ihres früheren Daseins. Doch legt der Wohlklang ihrer Vocale und die Mannigfaltigkeit ihrer Bezeichnungen auch jetzt noch beredtes Zeugniß ab gegen den alten Wahn, „das germanische Mittelalter als dicke Finsterniß und wüste Barbarei, unsere Väter, die vor dieser Zeit gelebt, die alten Deutschen, vollends als eichelfressende Halbmenschen zu schildern, deren Sprache ein rauhes Schnarren und Krächzen, deren Poesie ein rohes Gebrüll gewesen“.

Nicht minder licht und klar führt uns die gründliche Erlernung der Muttersprache die übrigen schönen und charakteristischen grammatischen Gesetze vor, wie das des Ablautes, von dem sich in den Sprachen anderer Völker nur schwache Spuren finden, und vor Allem die den germanischen Sprachen allein zukommende und von Jacob Grimm entdeckte sogenannte Lautverschiebung, die alle urverwandten Sprachen unberührt ließ, und auch nur als erste und einzige von jenen urverwandten zu den sämtlichen germanischen Sprachen stattfand, als zweite von diesen zur hochdeutschen allein, ein unverkennbarer, von der gewaltigen, das deutsche Volk im Mittelalter durchbrausenden Bewegung zeugender Abdruck in der Sprache, deren ganzer Bau im Orange der äußeren politischen Verhältnisse mächtig erregt, erschüttert und umgefügt wurde. So spiegelten sich in der Sprache unseres Volkes von jeher dessen Gesichte und Zustände wieder, eine höchst fesselnde Beobachtung, die sich von jenen ältesten Zeiten durch alle Jahrhunderte herab bis auf unsere Tage verfolgen läßt. Oder wer unter uns erinnerte sich nicht mehr der auffallenden Erscheinung, die das so gewaltig erregte Kriegs- und Siegesjahr der deutschen Nation 1866 hervorrief, in welchem, um nur auf einen Punkt aufmerksam zu machen, die einfache Superlativbezeichnung „sehr“ selbst bei der Angabe gewöhnlicher Vorgänge wieder nicht mehr genügte, vielmehr den jenen Zeitläuften vielfach entsprechenden Ausdrücken „furchtbar, entsetzlich, schrecklich, gräßlich“ und ähnlichen weichen mußte, ein Sprachterrorismus, welcher auch heute noch nicht völlig geschwunden ist. Es bietet uns demnach die aufmerksame Betrachtung und die gründliche Erforschung der Muttersprache die wichtigsten Aufschlüsse über die Entwicklung unseres Volkes in seinen gesammten Verhältnissen, und selbst da, wo sich die Pfade der Geschichte in das Dunkel trügerischer Sagengebilde verlieren, und ungewisse Muthmaßung die Stelle klarer Erkenntniß einnimmt, ist es wieder die sorgsame Ergründung der Sprache, welche sicheren Aufschluß gewährt. „Denn nicht das in unermessener Zeit von den höchsten Sternen auf uns niederfunkelnde Licht, nicht die am Gestein der Erde lagernden Schichten unvordenklicher Umwälzungen geben unsere älteste Geschichte her: es gibt ein lebendigeres Zeugniß über die Völker, und das sind ihre Sprachen. Sprache ist der volle Athem menschlicher Seele; wo sie erschallt oder in Denkmälern geborgen ist, schwindet alle Unßicherheit über die Verhältnisse des Volkes, das sie redete, zu seinen Nachbarn.“

Der Sprachforschung und Sprachvergleichung ist es gelungen, die Urverwandtschaft aller europäischen Sprachen nachzuweisen, und „von den sonnendurchglühnten Fluren Indiens bis zu den eisigen Gestaden Islands eine Kette von Völkern herzustellen, die alle, die Gemeinschaft ihres innersten Wesens in ihrer Sprache darthwend, wie eine Reihe von Geschwistern sich die Hand reichen und den ganzen Erdball umspannen“. Auf diese Ergebnisse gestützt, hat die vergleichende Sprachforschung ferner gezeigt, daß die gesammte Bevölkerung von Europa im Laufe der Zeit aus Asien eingewandert ist; sie endlich hat es vermocht, den Schleier zu lüften, der bis zum Beginne dieses Jahrhunderts auf Abstammung und Herkunft unserer Ahnen lag, indem sie klar und unumstößlich feststellte, daß Ursitz und Herkommen der Germanen, eines Zweiges der großen indogermanischen Völkerfamilie, in Central-Hochasien zu suchen sei, am oberen Laufe des Indus, da, „wo die Gletscher und schneeigen Gipfel des Himalaya sich absenken zu den Hochebenen des herrlichen Kaschmirlandes“, von wo unsere Väter nach dem Westen zogen, um sich über fast ganz Europa zu ergießen.

Indem wir nun bei der gründlichen Erlernung der Muttersprache dem Entwicklungsgange derselben folgen, gelangen wir durch die genaue und klare Erkenntniß des Wortes zugleich zu einer vollen und richtigen Sachkenntniß, zu der ja allein die Pforte der Sprache führt: ist diese letztere nur mangelhaft und oberflächlich begriffen, so kann von einer richtigen Auffassung der Sachen gewiß nie die Rede sein. Bewußte und klare Sachkenntniß erschließt aber den Vollgenuß unserer Litteratur, deren reiche Schätze sich nur durch jene heben lassen, während sich jedes Verständniß der schwierigeren und kunstvolleren Schöpfungen unserer Geistesheroen der Oberflächlichkeit völlig unzugänglich erweist. Wenn aber schon, um nur das Neuhochdeutsche in seiner jetzigen Gestalt klar zu verstehen, die Kenntniß derjenigen Sprachstufen, die ihm vorausgegangen, durchaus erfordert wird, so ist diese letztere gewiß doppelt nöthig, um den hohen Werth der unvergänglich schönen Dichtungen unseres Mittelalters ganz empfinden zu können, die man unmöglich ins Neuhochdeutsche übersetzen kann, ohne „daß der schönste Hauch und Duft mit unbarmherziger Hand davon abgestreift wird, so daß höchstens ein mattes Abbild des ursprünglichen Wertes verbleibt.“ Gleiches gilt von dem reichen Sagen- und Märchenschatz, den zahllosen Liedern und Sprüchen, welche im Volksmunde leben, und denen nur die Mundart des Volkes eine Frische und Naivetät verleiht, welche keine Uebersetzung wiederzugeben vermag; dasselbe besonders von den Dichtungen in plattdeutscher Sprache, jenem vielen Millionen unserer Brüder gemeinsamen Ausdruck der Gedanken und Empfindungen, des ganzen Daseins. Wer könnte wohl die trefflichen Geisteserzeugnisse eines Friß Reuter, Claus Groth und noch mancher Andern in der hochdeutschen Sprache, „dem Ausdruck des officiellen Gedankens“ wiedergeben, ohne den größten Theil ihres Reizes, der nur in plattdeutscher Sprache empfunden wird, gänzlich zu vernichten?

Bei der Betrachtung des schon vorhin besprochenen lautlichen Verfalles, welchen die wachsende Vergeistigung der Sprache hervorruft, kann uns ein anderer wesentlicher Vorzug unserer Muttersprache nicht entgangen sein, nämlich deren gewaltige Ueberlegenheit über alle andern Sprachen in der Darstellung der logischen Form des Gedankens. Die Herrschaft, welche sich der Geist über die äußere Form errang, und die, im Gegensatz zu den classischen Sprachen, nicht dem Wohlklang, sondern der logischen Bedeutung der Silben und Wörter die höchste Wich-

tigkeit zuerkannte, so daß der Hauptton stets, wie beim einzelnen Worte auf dessen Stamm, so auch im ganzen Satze auf das Hauptwort als den Träger des Begriffes fällt, waltet über unserer ganzen Prosodie und Metrik. Allenthalben gilt hier als höchstes Princip die Qualität, der Accent der Silbe, während die Prosodie der Griechen und Römer dem ganz äußerlichen Gesetze der Silbenmessung, der Quantität unterlag.

Es kann nun aber, um bei unserer Metrik noch einen Augenblick zu verweilen, dem aufmerksamen Beobachter auch des Reimes logische Bedeutung und hohe Wichtigkeit in unserer Poesie wol kaum entgehen, da sich der Reim gerade bei hochtonigen, den Begriff des Wortes enthaltenden Silben, am häufigsten findet und meist aus dem Streben entspringt, „das Denken verwandter Darstellungen mit dem Hören verwandter Wortlaute zu verbinden, damit innerer und äußerer Sinn harmonisch berührt werde.“ Daß aber der deutsche Reim, den man nicht selten zum bloß äußerlichen, und, wenn auch wohlgefälligen, so doch allenfalls entbehrlichen Bindemittel der Verse herabzubrüden versucht hat, im Wesen unserer Sprache begründet ist und somit einen wesentlichen Bestandtheil der deutschen Dichtung bildet, beweisen außer dem oben Gesagten auch seine Volksthümlichkeit und sein hohes Alter. „Lyrische Lieder, die unmittelbaren Ausflüsse seelischer Empfindung, die Zeugen unseres innersten Gemüthslebens, sind nur dann deutsch und echt volksthümlich, wenn ihres Kleides Saum die farbenreiche, so recht in die Sinne fallende Zier des Reimes wohlgefällig umschließt.“ Endlich lehrt auch die Geschichte des Reims, daß schon in den ältesten Zeiten derselbe unserer Poesie und den Dichtungen unserer Stammverwandten eigenthümlich war. Auch der reiche Schatz unserer Sprüchwörter und volksthümlichen Redensarten bietet Beispiele genug, in welchen der Reim verwandte Begriffe hervorhebt; nur ganz wenige mögen erwähnt werden: Lug und Trug, Rath und That, Sack und Pack, Vorgen macht Sorgen, der Hehler ist so gut wie der Stehler. Die nämliche Bedeutsamkeit des Reims ist mitunter auch der Alliteration eigenthümlich, welche, wenn auch in systematischer Anwendung schon seit dem neunten Jahrhundert durch den Endreim verdrängt, doch in Spuren bis auf unsere Tage bei der deutschen Poesie verblieb, und vermittelt deren Göthe, Schiller und Bürger, besonders bei poetischer Lautmalerei, nicht selten die wunderbarsten Wirkungen hervorzubringen, so daß „ihre Klänge mit dem Hauche des Geistes, der aus dem Sinne der Worte uns entgegen weht, zu völliger Harmonie verschmolzen.“ Auch die vielen im Munde des Volkes lebenden Ausdrücke, wie: Schimpf und Schande, Wind und Wetter, Zittern und Zagen nebst andern sprechen recht deutlich für den mehr als äußerlichen Werth der Alliteration, deren Sprößling, der Endreim, durch diese Analogie nicht wenig an Berechtigung und logischer Bedeutung gewinnt.

Wie nun dem Kenner unserer Sprache Sinn und Ursprung selbst fremdartig und räthselhaft scheinender Wortformen und Wendungen unseres jetzigen Idioms klar liegen, und nicht selten ein gutes Stück deutschen Alterthums und deutscher Geschichte überhaupt enthüllen: so bietet ihm die Deutung unserer Vor- und Zunamen, sowie das Ergründen des Ursprungs und der jeweiligen Festsetzung so vieler Fremdlinge in der deutschen Sprache ein ausnehmend hohes Interesse.

An jenen alten, auch heutzutage noch vielfach gebräuchlichen Namensbezeichnungen läßt sich so recht der Unterschied der allgemeinen oder besondern Culturverhältnisse verfolgen, welche die verschiedenen Zeitabschnitte unserer Geschichte kennzeichnen. So weisen die zahllosen altdeutschen Einzelnamen vorzugsweise auf Eigenschaften und Zustände hin, die nach damaliger Anschauung

einzig und allein eines rechten Mannes würdig waren, auf Kraft und Stärke, Krieg und Sieg, Macht und Ruhm, alles Vorstellungen aus dem Heldenzeitalter unserer Nation. Welcher Abstand liegt nicht zwischen dem alten Hartmann (hart fest, stark), Wigmann, (wig Kampf) und unserm modernen Frommann, Klostermann! Als sich nun im Laufe des Mittelalters unsere gesellschaftlichen Zustände entwickelten und alle Lebensbeziehungen vervielfältigten, da entstand auch die bunte Mannigfaltigkeit der jetzt vorhandenen Familiennamen, die bald als Ausländer mit dem Christenthum eindringen, bald von der äußeren Erscheinung, einer Gewohnheit oder Eigenschaft, einem Zustande oder einer Handlung entlehnt sind, bald endlich dem Stande, der Familie, dem Lande oder gar den drei Naturreichen ihr Dasein verdanken.

Ein fast noch ausgedehnteres und in mancher Beziehung nicht weniger fesselndes Gebiet behaupten in unserer Sprache die Fremdwörter, welche wir in so überaus großer Anzahl und von so sehr verschiedenen Seiten in den Schatz der Sprache zuließen, wie kaum ein anderes Volk des Erdkreises. Jener uns auch jetzt noch bezeichnende Hang, das Fremde dem Einheimischen vorzuziehen, hat in dem gewiß löblichen Bestreben unserer Nation seinen Grund, die Bildung aller Völker einzusaugen, in der Universalität des deutschen Geistes, in welchem durch Deutschlands Lage im Herzen Europas und durch die von ihr hervorgerufene Berührung mit Völkern aller Zungen, leicht der Trieb geweckt wurde, auch das Ausländische kennen zu lernen und es der eigenen Sprache einzuverleiben. Uralt ist daher jener romantische Hang des Deutschen zum Fremden; Mangel an sicherem, nationalem Bewußtsein leistete ihm Vorschub bis auf unsere Tage.

Finden sich doch schon im Gothischen eine ganze Reihe von Fremdwörtern, und Karl der Große hatte bereits sehr gegen die mächtig andringenden lateinischen Elemente zu kämpfen, welche die junge germanische Bildung ernstlich bedrohten. Bei der Zerrissenheit des deutschen Landes und seiner Mundarten, bei dem völligen Mangel an Nationalgefühl, strömten zugleich mit der Einführung des Christenthums zahlreiche Wörter aus der hochangesehenen lateinischen Sprache in die unsrige ein, und die Macht des lateinischen war schon im zehnten und elften Jahrhundert so groß und ausgedehnt, daß sich der Gebildete seiner Muttersprache schämte, weil ja Latein die Sprache der Kirche und der Schule, des Staates und der Gesetze, selbst der einheimischen Dichter geworden war. Der großartige von den Kreuzzügen ausgegangene Aufschwung der deutschen Nationallitteratur in der Mitte des zwölften Jahrhunderts schien den Einflüssen der Fremde einen mächtigen Wall in Sprache und Litteratur für alle Zeit vorgeschoben zu haben; aber bald, besonders seit der Wiederbelebung des classischen Alterthums, erschloß sich ihnen Deutschland von Neuem: nochmals wurde Latein die Sprache der Gebildeten, der Universitäten, alles feineren geselligen Verkehrs, bis durch die Reformation und die Erfindung der Buchdruckerkunst diesem Unwesen, wenn auch wieder nur auf kurze Zeit, gesteuert wurde. Denn bereits zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts entstellten, wie früher, zahllose lateinische Wörter unsere Muttersprache, bis sie endlich durch die langsam erstehende neuhochdeutsche Nationallitteratur allmählig von diesem Joche befreit wurde.

Einen nicht minder tiefen und nachhaltigen, ja fast noch schlimmeren, weil immer noch nicht vernichteten, sondern täglich wachsenden Einfluß auf unsere Sprache machte sich schon sehr früh das Französische an. Bereits im zwölften und dreizehnten Jahrhundert wurden französische Geisteserzeugnisse Vorbilder unserer Dichter, und selbst in den echtdeutschen Liedern unserer Minne-

sänger finden sich schon zahlreiche französische Wörter. Diese Nachäffung Frankreichs, welches damals, wie heute, die Mode in Tracht und Spiel, in Speise und feiner Sitte angab, nahm völlig Ueberhand zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, wo Deutschland zerstückt, zertreten, und ohne alles Selbstgefühl, seine Sprache dem Ausland Preis gab, eine Schmach, die seit dem Zeitalter Ludwigs des Vierzehnten mit seiner glänzenden Litteratur und seinem politischen Uebergewicht, in einem wahrhaft bejammernswerthen Grade wuchs, bis denn endlich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unsere neu ausblühende herrliche Litteratur jene schmähligen Fesseln brach und in unserem Volke ein frisches Nationalgefühl erweckte, das durch die Freiheitskriege noch erhöhten Aufschwung gewann. Dennoch hat auch unsere hochgebildete und echt national gestimmte Zeit jener unheilvollen Erbschaft französischer Fremdwörter weder entsagt, noch sie wesentlich beschränkt. Auch heute noch vernimmt man allenthalben und im ganz gewöhnlichen Verkehr eine Anzahl französischer Wörter für die Bezeichnung von Spiel und Tanz, Schauspiel, Wohnung und Einrichtung, Speise und Kleidung, Handel, Verkehr und Waffenleben, deren Kenntniß von jedem nur einigermaßen Gebildeten durchaus verlangt wird; auch jetzt noch spreizen sich in unserer gesammten Tageslitteratur und Presse, wohin das Auge nur blicken mag, ausländische und zwar vorzugsweise französische Wörter und Wendungen, für deren überraschende Zunahme und Verbreitung ein ganzes Heer von fabrikmäßig arbeitenden Uebersetzern der fremden litterarischen Erscheinungen wirkt, ein Heer von Uebersetzern, welche entweder zu träg oder zu unwissend sind, den entsprechenden deutschen Ausdruck zu wählen, welche mitunter auch in kindischer Eitelkeit wähnen, sich durch das Einslicken fremder Wörter und Wendungen den Schein einer ganz besondern Geistesbildung geben zu können. Zu welcher gewaltigen Anzahl aber jene Fremdlinge im Laufe der Zeit bei uns angewachsen sind, beweisen am schlagendsten unsere Fremdwörterbücher, unter denen das bekannte Heyse'sche in seiner neuesten Auflage deren nicht weniger als dreißigtausend anführt, von welchen nachweislich ein gutes Drittel allein auf die letzten dreißig Jahre kommt.

„Wie es nun aber auf dem Gebiete der Gesellschaft und des Staates schädlich und strafbar ist, leichtsinnig das Eigenthum zu verpfänden oder unbebaut liegen zu lassen, und Fremdes zu entleihen, so ist es auch eines ernstern und tüchtigen, sich nicht wegwerfenden, sondern auf seine Güter mit Eifersucht wachenden Volkes unwürdig, bei jeder launischen Regung nach Außen zu greifen, um dem Kitzel der Neuheit zu Liebe, als ob das Wort ein Spielzeug wäre, ein fremdes herbeizuziehen, statt die Hülfquellen der eignen Sprache anzurufen.“ Denn was könnte wol mehr unser nationales Bewußtsein und unsere Vaterlandsliebe gefährden, als wenn, mit Hintansetzung unserer eigensten und besten Wörter, der Sprache des Auslandes Thür und Thor geöffnet wird? Ist denn die deutsche Sprache wirklich so arm und fremder Hülfe bedürftig; oder sind etwa jene Fremdlinge vornehmer und besser als unser Eigenes? Wird nicht vielmehr durch deren ungerechtfertigte und leichtsinnige Anwendung, die Bildung des ganzen Volkes erschwert und der unbefangene Austausch zwischen Hoch und Gering allmählig unmöglich gemacht? Werden nicht wir Alle durch jene Ausländerei „dem natürlichen Sammel- und Mittelpunkt unserer Nation“, der Muttersprache immer mehr entfremdet? Gewiß ist es daher ernste und dringende Pflicht eines jeden Deutschen, dem die Erhaltung und Kräftigung seiner Nationalität am Herzen liegt, jedem überflüssigen Fremdworte den Eintritt in die Muttersprache eifrigst zu wehren. Aber auch hierin ist vernünftiges

Maß zu halten, damit nicht jenes schlimme Vorurtheil, welches das universale geistige Streben der deutschen Nation auf diese selbst und ihre Sprache zu beschränken trachtet, ohne irgend zu fragen, mit welchem Rechte so manches Fremde in unserer Sprache gastliche Aufnahme fand, den nämlichen Abwegen zuführt, auf welche die Sprachgesellschaften des siebzehnten Jahrhunderts durch ihre Wuth gegen alles, selbst das beste Ausländische geriethen. „Verkehrter, ärgerlicher Purismus strebte, das Fremde, wo er es gewährte, zu verfolgen und zu tilgen. Mit plumpem Hammerschlag schmiedete er seine untauglichen Waffen, völlig werthlose Zusammensetzungen wurden mühelos zusammengeschweißt, deren Begriff dem leichten und ungezwungenen fremden Ausdruck, den sie wiedergeben sollten, kaum auf halbem Wege nahe kam, und die doch immer das Doppelte von Buchstaben oder Silben dafür aufwenden mußten.“ Beispiele von jenen unbeholfenen, überdies ganz unverständlichen Uebertragungen sind: „Tageleuchter“ für Fenster, „Windsfang“ für Mantel, „Dünngesang“ für Tenor, alles Wortbildungen, die zu ihrer Zeit viel Anklang fanden, heutzutage nur noch Heiterkeit erregen können.

Es erscheint demnach nicht nur unstatthaft, sondern auch geradezu unmöglich, die zahlreichen Fremdwörter vom Boden unserer Sprache zu verjagen, welche bei uns durch uralte Niederlassung so heimisch wurden, daß sie heute ganz deutsche Erscheinungen sind, und durch Annahme deutscher Lautung und Endung, sowie durch Ableitung und vielfache Zusammenziehung, mit unserer Rede unzertrennlich verwachsen. Oder wer möchte wohl den Wörtern: lese, schreibe, Schule, Brief, Post, Fenster, Kammer, Kirche, Kloster, Münze, Preis, Nest, Sorte, koste, pflanze, Frucht, Rose, Veilchen, Natur, brav, falsch, Soldat, Prinz, Krone, Thron, Dame, Dichter, Meister, Insel, Anker, Esel noch jetzt ihren fremden Ursprung vorwerfen?

Mit den Gegenständen selbst, den Erzeugnissen, Ideen und Erfindungen fremder Nationen gelangten auch ihre Bezeichnungen in unsere Sprache, welche für jene kein Wort besaß, oder, wenn ein einheimischer Name vorhanden war, diesem jenen fremden als den genauer bestimmenden vorzog. So eignete sich unsere Muttersprache das ihr Fehlende, vom Ausland Gebotene an, formte es sprachgemäß um, bereicherte unablässig ihren Wortschatz und legte ein glänzendes Zeugniß ab von ihrem die ganze Weltbildung umfassenden Character. Wie viele abstracte, der Kunst und Wissenschaft angehörige Ausdrücke sind nicht der Sprache gerade desjenigen Volkes entlehnt, welches deren Ausbildung und Bearbeitung zuerst und mit dem größten Erfolg angriff, Bezeichnungen, deren Begriff von unserer Sprache so kurz und deutlich nicht wiedergegeben werden kann, die aber auch durch unsere großen Classiker bereits längst nationale Weihe empfangen? Nun ist allerdings gewiß nicht zu verkennen, daß vorzüglich in unseren Tagen der hohe Aufschwung des Handels, der Industrie und der Technik, in die ganze kaufmännische und gewerbliche Sprache eine wahre Flut von besonders französischen Wörtern einströmen ließ, welche leicht unser Nationalgefühl trüben und die Sprachentwicklung hemmen können. Dennoch wird man ihrer Ueberwucherung nicht sowohl durch ein fanatisches Ausrotten mit Stumpf und Stiel, als vielmehr dadurch am Besten steuern, daß man sie überhaupt nur mäßig und mit Umsicht und Geschmack zuläßt. Sollten sich nicht auch süglich bei der jüngst beschlossenen Einführung der französischen Maße und Gewichte statt jener entsetzlichen griechisch-französischen Bezeichnungen ehrliche, einheimische Namen aus dem reichen Schatze unserer Sprache anwenden lassen? Oder wird man aus Gefälligkeit gegen das Ausland, und der Bequemlichkeit und dem Alles verflachenden Zeitgeist

zu Liebe, auch unsere uralten Maasz- und Gewichtsbenennungen, ein nicht zu unterschätzendes Stück deutschen Volksthums, preisgeben?

Gründliche Erlernung der Muttersprache verhilft uns aber auch, indem sie Herkunft und Gesetz der Wörter klar legt, zur Treue und Wahrheit in der Rechtschreibung, für welche nur die Einsicht in den Bau und die Lautentwicklung unserer Sprache gültige und stichhaltige Regeln aufzustellen vermag. Daß aber die Wichtigkeit dieser äußerlichsten Seite der Sprachwissenschaft, der Orthographie nämlich, durchaus nicht unterschätzt werden darf, erhellt schon daraus, daß die Schreibung gleichsam der Henkel des Gefäßes ist, welches den lautgewordenen Geist umschließt, und daß beim Bruche jenes Griffes auch das Gefäß selbst, die Sprache, sowie dessen Inhalt, das Volksthum und die gesammte Volksbildung sehr leicht gefährdet werden kann.

Das feine und sichere Gefühl unserer Väter drückte, bis zum dreizehnten Jahrhundert hin, gleichförmig, folgerichtig und sehr genau den Laut in der Schrift aus; mit dem Verblühen der mittelhochdeutschen Dichtkunst brach aber die regellose Willkür ein, welche ihren Höhepunkt zur Zeit des dreißigjährigen Krieges erreichte, wo sich unser geschwächtes, innerlich zerrissenes und durch fremde Bildung entartetes Volk, wie in Tracht und Lebensweise, so auch in der Rechtschreibung über alles Maasz hinwegsetzte, den Unterschied von kurzen und langen Silben sowie ihre Bezeichnung auf das Tollste durcheinander mengte, und Schreibungeheuerlichkeiten, wie *yhest* (jetzt) und ähnliche zu Tage förderte. „Die Phantasie hatte dabei allein die Herrschaft, von Beachtung einer Regel war kaum die Rede. Häufig liegen von demselben Actenstück, Entwurf, Concept, Ausführung, eine oder mehrere Abschriften vor, und kein Schriftstück stimmt in der Orthographie mit dem andern überein.“

Diesem trostlosen Zustande unserer Rechtschreibung wurde endlich ein Ende gemacht durch den gewaltigen Aufschwung der deutschen Litteratur im vorigen Jahrhundert, sowie durch die Thätigkeit bedeutender Sprachforscher, von denen nur Gottsched, Adelung, Heyse und Becker genannt sein mögen; vor Allem aber durch die deutsche Grammatik Jacob Grimm's, der uns die Lautlehre der ganzen Sprache in ihrer geschichtlichen Entwicklung, und damit zugleich die Fehler unserer heutigen Schreibweise so klar und durchsichtig vorführte, daß nunmehr ernstlich an eine Vereinfachung und Aufbesserung der deutschen Orthographie gedacht werden konnte. Und doch finden wir auch in dem Lager derjenigen, welche dem historischen Princip Grimm's in der Rechtschreibung folgen, eine bedeutende Spaltung, indem die Einen nach dem angeblich ältesten deutschen Dialecte, dem friesischen, Andere wieder nach dem schwäbischen, als dem Ursprung der neuhochdeutschen Sprache, unsere gesammte Orthographie geregelt wissen wollen. Daß aber endlich alle diejenigen, welche nur dem phonetischen Princip huldigen, das sich bemüht, den Laut seiner jedesmaligen Aussprache nach darzustellen, dieses mit eben so wenig Einheit und Folgerichtigkeit durchführen als es unsere Sprache selbst in ihrer Entwicklung gethan hat, beweist die schlimme Thatsache, daß auch noch heutzutage kaum zwei in deutscher Sprache von verschiedenen Verfassern phonetisch geschriebene Bücher gefunden werden mögen, welche ein gleiches oder consequentes System der Orthographie befolgen.

Dieses ungewisse Schwanken der Schreibweise, wie es in keiner andern Sprache jemals stattgefunden, diese allgemeine Unsicherheit und Ungenauigkeit in der Bezeichnung der Consonanten und Vocale, bedarf einer gründlichen Abhülfe. „All' jener Wust, der unserer Rechtschreibung

immer noch anhaftet, und die Gliedmaßen der Sprache ungesüß verhüllt und entstellt, muß endlich ausgefegt werden.“ Eine solche Regelung der deutschen Orthographie nach vernünftigem, natur- und lautgemäßem System anzustreben, ist Pflicht eines jeden Deutschen: Die Befähigung aber, an diesem großen, echt nationalen Werke mitzuhelfen, wird nur durch das eingehende Studium der Muttersprache erlangt. Gewiß wird dann auch endlich jene lächerliche Ausländerei und das schmäbliche Nachäffen der Griechen und Römer aufhören, welches sich in der Schreibung vieler gutdeutschen Wörter noch immer so breit macht, wie in Conrad (Kuonrät), Carl (statt Karl); Rhein, Rhone, Rhön, Rheda, Rhebe (alle ohne h zu schreiben); Westphalen, Adolph, Rudolph (statt — falen, — dolf); Speyer (Spira), Bayern (Beiaro, Peierlant), und ähnlichen in bedeutender Anzahl, ein Liebäugeln mit der Fremde, das unserer großen Nation und unserer herrlichen Sprache durchaus unwürdig ist.

Verweilen wir nun auch noch ein Wenig bei unserer von den namhaftesten Gelehrten oft angegriffenen und vielfach geschmähten eckigen deutschen Buchstabenschrift. Wenn wir hier zunächst dem Ursprung der Schrift bei den Deutschen überhaupt nachforschen, so finden wir, daß unsere Altvorderen, obgleich schon lange vorher im Besitze des zur Schrift anwendbaren, wenn auch in Wirklichkeit nur selten dazu verwendeten Runenalphabets, doch erst seit Einführung des Christenthums schrieben, wo zugleich mit der lateinischen Kirchensprache auch das lateinische Alphabet und die lateinische Schrift zu den Germanen kamen. Letztere galt nun im Mittelalter durch ganz Europa und für alle Sprachen; aber seit dem dreizehnten Jahrhundert begannen deutsche Mönche die Züge der lateinischen Buchstaben an den Ecken auszuspißen, und so entwickelte sich im Laufe der folgenden Jahrhunderte unsere eigenthümliche deutsche Schrift, eine charakteristische Aeußerung unseres Volksgeistes, der jedoch viele unter den tüchtigsten Gelehrten unserer Nation so wenig historische und ästhetische Berechtigung zuerkennen, daß selbst der Erste unter ihnen Allen, Jacob Grimm, ohne die gänzliche Aufhebung der deutschen Buchstabenschrift eine gründliche Besserung unserer Schriftsprache für völlig unmöglich erklärt hat.

Welches sind nun aber die Gründe jener lebhaften Angriffe auf unsere Schrift? Jacob Grimm nennt letztere (in der Vorrede zu seinem Wörterbuche auf S. 53.), um nur die beiden wichtigsten von jenen bekannten sieben Einwürlen anzuführen, da die fünf übrigen mehr äußerlich und leicht zu widerlegen sind, „unförmlich und das Auge beleidigend“, und behauptet von ihr, „daß sie die Verbreitung deutscher Bücher in's Ausland hindere und allen Fremden widerwärtig sei“; zum Schlusse sagt er noch: „lassen wir doch an den Häusern die Giebel, die Vorsprünge der Balken, aus den Haaren das Puder weg; warum soll in der Schrift aller Unrath bleiben?“

Wem erscheint aber nicht sofort jenes erste verdammende Urtheil unseres Altmeisters, die deutsche Schrift sei unförmlich und das Auge beleidigend, als ein höchst subjectives? Gewiß liegt für Viele in der Mannigfaltigkeit und Abwechslung der deutschen Schriftzüge ein weit größerer Reiz, als in dem ermüdenden Einerlei der lateinischen Formen, was auch ja sogar die Romanen bestimmt hat, sich unserer schnörkelreichen Buchstaben häufig bei Zierraten zu bedienen. Die deutsche Schrift, sagt Jacob Grimm weiter, ist der Verbreitung deutscher Bücher in's Ausland hinderlich und allen Fremden widerwärtig. Wie? Ein Ausländer, dem an der Kenntniß unserer herrlichen Sprache und Litteratur etwas liegt, sollte beim bloßen Anblick jener Schrift zurückschrecken, deren Eigenthümlichkeit, dem Geiste des deutschen Volkes entsprungen, den Kernbe-

gierigen doch nur um so rascher mit dem fremden Idiom vertraut macht? Bergeht ihm schon bei der Erlernung des deutschen Alphabets alle Lust zum weiteren Streben, so möge er ja der Formen- und Satzlehre sowie dem reichen Wortschatz der deutschen Sprache fernbleiben! Und nun gar die Behauptung, unsere deutschen Buchstaben seien allen Fremden widerwärtig! Als ob sich ihnen andere Sprachen, die griechische etwa oder die hebräische, mit Abstreifung ihres eigenthümlichen Schriftgewandes, in lateinischer Verklappung anböten. Wir Deutschen aber sollten uns so wegwerfen, daß wir, um unser edelstes Gut im Auslande besser absetzen zu können, ein Stück Volksthum nach dem andern Preis gäben, und, nachdem bereits längst die kleidsame deutsche Tracht der wälschen Mode gewichen, nun auch unsere volksthümliche Schrift „aus cosmopolitischer Weichheit“ den Romanen zu Liebe gegen lateinische, demnächst vielleicht auch aus Gefälligkeit gegen die Slawen mit russischen Schriftzügen vertauschten?

Anderer wieder haben unserer Schrift Mangel an Ursprünglichkeit vorgeworfen, und im Hinweis auf deren Abkunft von der lateinischen, den Glauben an eine nationale deutsche Buchstabenschrift in das Reich der Fabel verwiesen; als ob nicht auch die lateinischen Schriftzüge der griechischen, und wenn wir noch weiter zurückgreifen, der phönizischen Sprache ihr Dasein verdankten.

Was nun endlich noch die Behauptung Jacob Grimm's, Hufeland's und W. v. Humboldt's betrifft, die lateinische Schrift sei dem Auge zuträglicher als die deutsche, so hat auch sie durch Kant und andere bedeutende Männer längst genügende Widerlegung gefunden.

Wer hätte nicht auch selbst die Erfahrung gemacht, daß eben der gleichförmige, runde lateinische Druck das Auge des Lesers viel rascher ermüdet, als der wechselvolle, kantige und knorrigte deutsche, und daß in der Schrift, selbst der flüchtigsten, die scharfen und edigen deutschen Züge immer noch weit bestimmter hervortreten, als die so leicht in einander verschwimmenden lateinischen?

Leider hat dennoch in Büchern deutscher Sprache die lateinische Schrift vielfach Eingang gefunden; so wenig aber auch vor der Hand alles Eifern gegen ihre Anwendung beim Verbreiten deutscher Geisteserzeugnisse fruchten mag: zum allgemeinen Gebrauch für das ganze deutsche Volk darf sie nie und nimmer zugelassen werden. Dem altdeutschen Baustil vergleichbar entwickelte sie sich mit ihren Schnörkeln und Spitzen als ein charakteristischer Ausfluß des deutschen Geistes, „der auch in ihr noch äußerlich Zeugniß gibt von dem tieferen Nachdenken der deutschen Gelehrten, während die runde, fließende Schrift der Romanen zeigt, daß jene schnell und mit weniger Forscherinn und Mühe schreiben; ein Frevel wäre es demnach am seelischen Leibe unseres Volkes, ihm seine Schrift und mit ihr sein Volksthum zu rauben.“

Das ernste Studium unserer Sprache ist aber nicht bloß, wie aus dem bisher Gesagten einleuchtet, genußreich und fesselnd: es hat auch die höchste Bedeutung für unsere künftigen Beziehungen zur Welt. Die Sprache verräth, weiß Geistes Kind ein Jeder ist: nach ihr, dem treuen Spiegel der Seele in allen Regungen, beurtheilt man den Menschen. Die Sprache vermittelt aber auch den Wechselverkehr der Geister, sie ist auch „die Handhabe, bei welcher der Mensch faßt und gefaßt wird;“ wer also über sie gebietet, übt eine wunderbare Gewalt aus auf Ueberzeugung, Gefühl und Wille desjenigen, mit dem er mündlich oder schriftlich verkehrt. Gründliche Kenntniß der Muttersprache befähigt endlich zu jedem Beruf; in jeder Lebensstellung erleichtert sie das gegenseitige Verständniß und bewahrt so stets vor den oft schlimmen Folgen der Mißdeutung.

Daß nun aber, wie bereits oben bemerkt wurde, für alle tiefere Betrachtung unserer

Sprache die Grammatik nebst der sie ergänzenden Rhetorik und Stilistik als Ausgangspunkte zu wählen sind, erhellt schon daraus, daß uns jene erstere die Richtigkeit des sprachlichen Ausdrucks lehrt, während die letzteren beiden wichtige Haltpunkte zur Erfindung und Anordnung, sowie zur angemessenen, schönen und eindringlichen Darstellung des Gedankenstoffes in Wort und Schrift bieten. Das fleißige Studium dieser drei Grundlagen aller Sprachtätigkeit vermag aber immer noch nicht allein den Stil auf die Höhe der Vollendung zu heben: es muß vielmehr die Kenntniß der grammatischen und stilistischen Regeln mit eigenem, ernstem Wollen auch fleißig angewendet werden.

Einen ähnlichen Einfluß, wie die Richtigkeit, Schönheit und Bestimmtheit des sprachlichen Ausdrucks, übt eine gute und richtige Aussprache auf jeden gebildeten Menschen. Der edle Vortrag unserer Muttersprache läßt uns so recht ihre vollendete Schönheit empfinden. Auch hier lehren die Grammatik und deren Gehülffinnen, Prosodie und Metrik, die Gesetze des Rhythmus und des Accents, sowie die ungetrübte, von allem mundartlichen Beigeschmack freie Aussprache der Consonanten und Vocale, gegen welche auf der Kanzel wie auf der Bühne, im feineren gesellschaftlichen Verkehr und im Alltagsleben so häufig gefehlt wird.

Gleichwie uns bei der gründlichen Erlernung unserer Muttersprache die Beschäftigung mit ihrem sprachlichen Theile nicht nur reine Freude, sondern auch hohen Vortheil gewährt: so tritt auch zu dem Genusse, den uns der Umgang mit unserer Nationallitteratur bietet, ihr segensreicher Einfluß auf unser ganzes geistiges und sittliches Wachsthum. Die eindringende und umfassende Lectüre unserer Classiker führt uns einen seltenen Schatz von Kenntnissen aller Art zu, die wir auf keinem andern Wege erlangen; zugleich entwickelt und übt sie alle Kräfte unserer Seele, indem sie Gedächtniß und Phantasie belebt, den Verstand schärft und das Urtheil kräftigt. Die Betrachtung der reinen und vollendeten Kunstschöpfungen unserer Litteratur weckt das feine, richtige Gefühl für alles Edle und Schöne, nährt den Sinn für Natur und Wahrheit, und erfüllt das Gemüth mit idealer Richtung. Das Wohlgefallen am Guten und Wahren erregt in uns den Eifer, ihm nachzustreben. Allmählig und still, aber tief und dauernd prägen sich während des Lesens unserer Seele die trefflichen Eigenschaften ein, welche besonders aus den Dichtungen unserer Vorzeit sprechen: die Wahrhaftigkeit und Treue, das tiefe Naturgefühl und der unwandelbare Glaube an das Heilige; sie bilden alsdann einen Damm gegen die Frivolität, die Selbstsucht und das hastige Streben unserer Zeit nach dem nur, was Geld und sinnlichen Genuß bringt. Endlich weckt die ernste Beschäftigung mit unserer Litteratur, in welcher das ganze Leben unserer Nation, ihr Denken und Empfinden niedergelegt ist, Anhänglichkeit an unser Volk und Vaterland. Die großen und würdigen Leistungen unserer Dichter erfüllen die Brust mit gerechtem Selbstbewußtsein und stiller Freude: wir fühlen uns als Glieder eines ausgezeichneten Volkes; so schwindet die Gefahr, daß uns die vielfache Beschäftigung mit fremder Sprache und Litteratur dem heimischen Boden entführe.

Leider ist die Anzahl derjenigen Deutschen immer noch groß, die im Auslande besser Bescheid wissen, als in der Heimat, und welche französische und englische Romane den herrlichen Erzeugnissen ihrer eigenen alten und neuen Litteratur vorziehen. Hoffentlich werden auch diese Abtrünnigen, durch die große Zeit, in der wir leben, bekehrt, bald an den Heerd unseres Volksthum's zurückeilen. Denn wer könnte sich wol noch lange gegen die gewaltige Strömung

absperrten, in welche seit den Befreiungskriegen die tiefe Sehnsucht nach dem Genuße der edelsten Güter unserer Nation, ihrer Dichter und Schriftsteller, das ganze deutsche Volk leitete?

Die glänzenden Leistungen der zweiten Blütheperiode unserer Litteratur hatten die gewaltige Schönheit unserer Sprache geoffenbart; das schmähhche Joch französischen Uebermuthes zu Anfang dieses Jahrhunderts wies auf sie als den einzigen Sammelpunkt der ganzen Nation hin: Da rief im günstigsten Zeitpunkte das Studium des Sanskrit eine neue Wissenschaft von hoher Bedeutung in's Leben, die Sprachvergleichung, aus welcher sich bald als besondere Disciplin die deutsche Philologie und Alterthumskunde entwickelte.

Die seit langen Jahrhunderten vergessenen Denkmäler der germanischen Vorzeit wurden aufgegraben, ein unermeßlicher Reichthum an sprachlichen und poetischen Schätzen der deutschen Vergangenheit trat an's Tageslicht. Männer von unerreichter Geistesstärke und deutschem Fleiße, wie die Brüder Grimm, Lachmann, Benecke, Graff und Andere, setzten ein langes Leben voller Arbeit und Entfagung daran, die bisher unbetretenen Pfade zu den Quellen unserer Sprache zu erschließen und zu ebnen. In ihre Fußstapfen trat eine ganze Schaar von talentvollen und strebsamen Gelehrten, die durch zahlreiche, für das Verständniß aller Gebildeten berechnete Textausgaben altdeutscher Werke, durch Grammatiken, Zeitschriften, Wörterbücher, Erklärungen und Uebersetzungen, mit dem Verständniß der dichterischen Leistungen unserer Voreltern zugleich die Begeisterung für jene in immer weitere Kreise trugen. So schlug die Theilnahme an der Begründung unseres Alterthums immer tiefere Wurzeln in unserm Volke, und heutzutage möchte es wol kaum noch einen wirklich gebildeten Deutschen geben, dessen Herz sich nicht mit Liebe jenen Bestrebungen zuwendete.

Ein günstiges Geschick versetzte auch uns mitten in diese echt nationale Geistesströmung hinein, und ihr sollten wir uns nicht um so freudiger anschließen, nachdem sie durch die Errungenschaften der preußischen Siege in unsern Tagen erst eine noch wesentlich erhöhte Bedeutung erlangte? nachdem dasselbe Preußen, welches im Jahre 1813 die Ketten Napoleonischer Willkür brach, Deutschland nun auch vom schweren Druck der habsburgischen Oberherrschaft befreite, und „den schönen Traum, der unsere Nation wachend und schlafend umfing“, die Vereinigung ihrer vielfach zersplitterten Kraft zur Verfolgung gemeinsamer nationaler Ziele verwirklichte?

„Die deutsche Einheit, früher ein ideales Bild in nebelgrauer Ferne, hat Fleisch und Bein bekommen;“ seit dem Tage von Königgrätz fühlen wir uns mit gerechtem Stolz als Angehörige einer Nation, auf die fürder kein anderes Volk mehr lächelnd herabzusehen wagt. Preußens König und Heer haben uns durch die glänzenden Erfolge ihres beispiellosen Siegeslaufes

„heimgekauft

Den Glauben an ein Vaterland,  
Das schöne Recht, uns selbst zu achten,  
Das uns des Auslands Hohn verschlang.“

In guter Stunde geschah dieser große Schritt zur nationalen Einheit, die wir trotz aller Verleumdung und Anfeindung im Inlande, trotz aller wider sinnigen Verdächtigungen des neidischen Auslandes doch vollenden werden. Was könnte aber wol den Ausbau des großen Werkes glücklicher fördern, als die treue Anhänglichkeit unser Aller an das Palladium unseres Volkes, die Sprache, mit deren Ehre unsere Nationalität steht und fällt?